

Liebe Leserinnen und Leser,

»Überlebt das Objekt oder überlebt es nicht?«, könnte man in Anlehnung an den Titel eines Webinars von Jan Abram¹ fragen angesichts der Situation vor einem halben Jahr, als wir mit den Maßnahmen zur Eindämmung des Corona-Virus konfrontiert wurden – ein Ereignis, das uns nicht nur erschreckte und tief in unseren Alltag eingriff, sondern das uns auch unmittelbar in unserer körperlichen Unversehrtheit betraf. Erstmals ging von der bis dahin fast unentbehrlich geglaubten Körperpräsenz in unserem (Arbeits-)Raum eine Bedrohung aus. Und es handelte sich nicht nur um eine Bedrohung, die den Körper in noch ungewisser, potenziell tödlicher Weise in Mitleidenschaft ziehen konnte, auch die Maßnahmen dagegen waren körperlich fühlbar. Die Einschränkung des Bewegungsradius² und der Bewegung selbst, die Beschneidung des sinnlichen Erlebens durch Kontaktverbot, Isolierung oder erzwungene Distanzierung, das Tragen von Masken und – für die im medizinischen Bereich Tätigen – Schutzanzügen, die den ganzen Körper verhüllen, waren und sind Erfahrungen, die uns in unserer Körperempfindung und unserer sinnlichen Wahrnehmung beschneiden, also bis an die Grundfesten unserer Existenz hinabreichen. Aus diesem Grund haben sie auch das Potenzial, uns zutiefst zu verstören. Wir Psychoanalytiker konnten die Auswirkungen der Maßnahmen nicht nur an uns selbst, sondern auch an unseren Patienten beobachten. Wir wurden Zeugen dieser tiefen Verstörung mit Begleiterscheinungen wie Unruhe, Orientierungslosigkeit, Apathie, Angst und Aggression oder konnten im Gegensatz dazu in manchen Fällen infolge der auferlegten Sozialsperre auch Erleichterung und Entspannung bemerken. Immer jedoch geht es um den körperlich-sinnlichen Kontakt zur Welt, der durch die Corona-Maßnahmen gedämpft, verschleiert, wie in Watte gepackt schien. Wir bekamen zu spüren, wie sehr wir auf unsere sinnliche Wahrnehmung angewiesen sind, nach ihr gieren, Gefühle von Deprivation und Derealisation empfinden, wenn sie fehlt, oder auch, welche Konflikte sie mit sich bringt, sodass wir Erleichterung empfinden, wenn sie ausfällt. Wir konnten auch erfahren, wie tief irritierend es ist, wenn unser bewusstes Denken und Glauben permanent von sinnlichen Erfahrungen unterlaufen wird, die das Gegenteil des bewusst Geglaubten nahelegen: So bestanden die Maßnahmen, die unserer Sicherheit dienen sollten, ja in der Distanzierung, im Fern- und Alleinbleiben. Das infolge der Gefahr ausgesprochene Verbot, sich anzunähern,

1 Online-Konferenz des Freud-Instituts Zürich (FIZ) am 26. Juni 2020: Vortragszyklus »British Psychoanalysis«: *The surviving object: Psychoanalytic essays on psychic survival* von Prof. Jan Abram, London.

zu berühren und berührt zu werden, verunmöglicht nicht nur spontane, sinnlich erfahrbare Hilfe, sondern auch Nähe und Wärme und ruft auf der konkreten, triebhaft-körperlichen, primärprozesshaft funktionierenden Ebene viel eher Gefühle von Allein- und Im-Stich-gelassen-Werden, von Ausgeliefertsein und auch Feindseligkeit hervor. Dieser massive Widerspruch zwischen rationalem Denken und sinnlicher Erfahrung gibt uns das Gefühl, von der körperlich-sinnlichen Grundlage unserer Existenz abgeschnitten zu sein, beraubt uns des selbstverständlichen Vertrauens, mit dem wir uns auf sie stützen, und scheint ein wichtiger Grund für die anhaltende Irritation, Orientierungslosigkeit und Angst vieler Menschen während der Phase der strengen Einschränkungen gewesen zu sein, die von der Aussicht, dies sei die »neue Normalität«, nicht gerade beruhigt worden ist. In diesem Sinne hat uns die Corona-Krise radikal mit der vielfältigen Bedeutung körperlicher An- und Abwesenheit, mit der Entbehrung des Körpers und seiner Gefährdung in allen Belangen des Lebens konfrontiert.

Als nach der Phase des anfänglichen, strengen Lockdowns die ersten Lockerungen eingeführt wurden, als der erste Schreck gewichen war, das Wissen um das Virus zu- und die Erkrankungsrate abnahm, als der rechtliche Rahmen der Maßnahmen geprüft werden konnte und wir Möglichkeiten gefunden hatten, mit der nun geringer gewordenen Gefahr und den verbliebenen Einschränkungen zurechtzukommen, konnten wir darangehen, die Auswirkungen der Krise auf Gesellschaft und Politik zu reflektieren und uns den Gefahren zu widmen, die nicht vom Virus, sondern von den Maßnahmen zu seiner Eindämmung ausgingen. Dass die Corona-Krise auch Entwicklungen hervorgerufen bzw. beschleunigt hat, die, anders als etwa die Maskenpflicht, nicht mehr so leicht bzw. überhaupt nicht mehr rückgängig zu machen sind – man denke nur an den fulminanten Digitalisierungsschub –, ist nicht zu übersehen. Dass dabei ökonomische Faktoren die entscheidende Rolle spielen, auch nicht. Wussten Sie übrigens, dass die heilige Corona nicht nur (in lokalen Bräuchen) zum Schutz gegen Tierseuchen angerufen wird, sondern dass sie sinnigerweise auch die Schutzheilige des Geldes, der Schatzgräber und – der Metzger ist? Da sage noch einer, die Weltgeschichte sei bar jeder Ironie!

Vom Körperlichen, durchaus auch Traumatischen hin zum Gesellschaftspolitischen also gingen unsere Erfahrungen und Reflexionen im letzten halben Jahr, und das vorliegende Heft zeichnet diese Tendenz nach: vom Körper zur Gesellschaftspolitik, vom Konkreten zum Abstrakten verlaufen seine Themen.

An den Beginn haben wir einen Aufsatz gestellt, der ganz in der Tradition der psychoanalytischen Fallgeschichte steht, welche die Psychoanalytikerin und Schriftstellerin *Jacqueline Girard-Frésard* über den *Sprechenden Körper* einer Patientin erzählt. Hinter den hypochondrischen und hysterischen Mechanis-

men des Körpers, der hier den Mittelpunkt bildet, fördert die analytische Arbeit im Verlauf der Zeit die infantile Sexualität und damit auch die Lebensfreude der Patientin mit und an ihrem Körper zu Tage.

Laura Ezquerro aus Madrid möchte mit ihren Überlegungen zum *Körper als Übermittler unseres kulturellen Erbes* das verbindende Moment von individuellem Körperausdruck und sozialen bzw. kulturellen Rahmenbedingungen erforschen. Dazu dringt sie so konsequent wie kreativ in das Verhältnis von Körper und Psyche ein, das unserer Existenz zugrunde liegt, und macht sich dabei die Tradition des Flamenco zunutze, die ausschließlich mündlich und persönlich weitergegeben wird. Ihre Frage ist, wie das, was in der Wortsprache nicht gesagt werden kann, was unübersetzbar und auch unverbunden ist, im Körper aufgehoben, ausgedrückt und in der persönlichen Erfahrung übermittelt werden kann. Die Sprache des Körpers eignet sich möglicherweise besonders dazu, und zwar als Ausdruck eines Triebes, »der [...] vom transgenerationellen, kulturellen und sozialen Erbe geprägt ist« (S. 263). So könnte der Körper als Resonanz anderer, auch vergangener und transgenerationaler Körper angesehen werden, als Körper, der Kultur und Tradition schafft und weitergibt, der die Möglichkeit bietet, abgespaltene und entfremdende Identifizierungen zu erleben, um damit einerseits eine innigere Verbindung zur eigenen kulturellen Vergangenheit zu schaffen, aber andererseits über Desidentifizierungen eigenständig zu werden. Es wäre dies auf einer körperlichen Ebene, was die Psychoanalyse als »Bewusstmachen des Unbewussten« bezeichnet und zu größerer Freiheit des Individuums führen soll.

Ebenfalls um den Körper und die Übermittlung von Reminiszenzen und Phantasien geht es in *Daru Hupperts* Text *Das Geschlecht, der Blick und die Scham – Phylogenetische Beiträge zur Klinik der Körperscham*, der Überlegungen weiterführt, die der Autor bereits 2019 in der *ZpTP* zu diesem Thema angestellt hatte. Auf dem Boden der Freud'schen phylogenetischen Überlegungen argumentierend, leitet er daraus zunächst die Verflechtung der Scham mit der menschlichen Kulturentwicklung ab und zentriert sie dabei auf den Körper, der in Bezug zum Schamaffekt zwar eine herausragende, aber in der Regel übersehene Rolle spielt. Die Bedingungen und Folgen des Übergangs zur menschlichen Kultur, die Huppert detailliert ausführt und in einen Zusammenhang bringt – etwa die Ablösung der Nase durch die Augen als bedeutendstes Sinnesorgan, der damit einhergehende Drang zur Exhibition und ihre Überwindung, die Auflehnung gegen den Urvater, dessen bezwingender Blick u. a. –, geben der Scham ihr spezifisches Gepräge und insbesondere die Empfindung der Unerträglichkeit. Die immer wieder aufgenommene Verbindung zur Klinik macht den Beitrag auch in dieser Hinsicht zu einer gewinnbringenden Lektüre.

So wie Laura Ezquerra und Daru Huppert will auch *Andreas Saurer* ein ganz spezifisches verbindendes Moment zwischen Individuum und Gesellschaft, zwischen Tradition und Gegenwart erfassen, handelt dies jedoch nicht am Körper, sondern an einem gesellschaftspolitischen Thema ab. In seinem Aufsatz *Ideologisches Klima, psychisches Funktionieren und politische Einstellung* differenziert er mit geradezu musterhafter Sorgfalt nicht nur zwischen äußeren und inneren Bedingungen, sondern auch zwischen Massendynamik und strukturierten Kollektiven sowie zwischen den verschiedenen psychoanalytischen Konzepten für Makro- und Mikrostrukturen, weil wir, wie er sagt, eben »keine Metapsychologie der historischen Entwicklung der Gesellschaft haben« (S. 297). Politische Ideologien versteht er hier als sinnproduzierende Systeme, die auf die Abwehr der jeweils größten Angst eines Kollektivs abzielen und auf diese Weise zu Erfolg gelangen. Anhand zweier kurzer Fallvignetten diskutiert er die schützende und die destruktive Kraft von Ideologien und stellt anschließend eine höchst spannende Frage, nämlich welche psychischen Faktoren zu Anpassung oder Opposition gegenüber herrschenden Ideologien führen – was überraschenderweise nicht nur Abwehrmechanismen wie Spaltung, Projektion sowie Idealisierung und Entwertung plötzlich in einem anderen Licht dastehen lässt, sondern auch uns die Chance gibt, uns selbst auf unsere Tendenz zur Anpassung infolge äußeren oder inneren Drucks zu befragen.

In geradezu logischer Fortführung dieser Befragung nach unserem Anpassungsbedürfnis muten *Siegfried Zepf* und *Dietmar Seel* uns einen Text zu, der *Psychoanalytische Praxis und politische Ökonomie* ins Zentrum stellt. Sie thematisieren ein Phänomen, dem wir in den verschiedensten Manifestationen auf Schritt und Tritt begegnen, nämlich dass das Interesse am Patienten hinter dem finanziellen Interesse der Analytiker zu verschwinden droht. Freuds Aussage »Truth cannot [...] be what brings money« wird gleich zu Anfang die in entwaffnender Ehrlichkeit getätigte Bekundung eines zeitgenössischen amerikanischen Kollegen entgegengehalten: »When it comes down to money, truth can be ignored« (S. 310). Gestützt auf die Marx'sche Warenanalyse als noch immer aktuellste und fundierteste Untersuchung der bürgerlich-kapitalistischen Ökonomie durchleuchten sie die Arbeitsverhältnisse der Psychoanalytiker, um von da in durchaus provokanter Manier die Folgen für die Psychoanalyse sowie deren Verleugnung und Verschleierung ins Visier zu nehmen. Auch zahlreiche Begebenheiten, die die Autoren (als Spitze des Eisbergs) gar nicht erwähnen und die wir unter dem Etikett »ethische Verfehlungen« isoliert von den ökonomischen Bedingungen unseres Arbeitens zu betrachten gewohnt sind, ließen sich zwanglos in die ökonomische Thematik einreihen: etwa die gar nicht so seltene Übung, ein Honorar zu verlangen, ohne eine Rechnung dafür auszu-

stellen – was mit der Sorge um die Finanzen *des Patienten* (!) begründet wird –, die Manipulation von Rahmen und Frequenz (plötzliche Frequenzsteigerung, Doppelstunden etc.), damit der Ausbildungskandidat die erforderliche Anzahl von Lehranalysestunden noch vor dem Auslandsaufenthalt in der Tasche hat, das zur Gewohnheit gewordene Verschieben von Analysestunden usw. – alles Verhaltensweisen, die das genuine analytische Anliegen der Konfrontation mit der ureigenen inneren Wahrheit enorm erschweren oder verunmöglichen. Umso bemerkenswerter erscheint es, wie auch die Autoren meinen, dass wir der Beschäftigung mit der ökonomischen Seite unseres Berufs so konsequent ausweichen. Der große Verdienst dieses Artikels – und das lässt ihn in der einschlägigen Literatur einzigartig dastehen – besteht darin, die Durchgängigkeit und Subtilität aufzuzeigen, mit der das Arbeiten unter den Bedingungen der kapitalistischen Marktwirtschaft unser (Be-)Handeln und Theoretisieren beeinflusst. So werden wir sowohl mit unserer eigenen Neigung zur Korruption konfrontiert als auch mit der Tatsache, dass wir einem beständigen Sog in diese Richtung ausgesetzt sind, wobei das Problem, dass dies als Teil unseres Alltags so unauffällig geschieht, dass wir es gar nicht mehr wahrnehmen, nur noch von der Vehemenz übertroffen wird, mit der wir nichts davon wissen wollen.

Eva Presslich-Titscher setzt im Grunde das gleiche Thema fort, wenn sie ihre *Gedanken zu Supervision in Aus- und Weiterbildung* mit uns teilt. Auch sie macht hinter dem Zeitgeist die kapitalistische Marktwirtschaft aus und zeigt, wie die Ausrichtung am ökonomischen Leitbild nicht nur lustvolle, sondern auch notwendige Denk- und Freiheitsräume verschwinden lässt. Dies berge die Gefahr, eher die eigene psychoanalytische Kompetenz zu demonstrieren, als hilfreiche Denkanstöße zu geben (in der Diktion von Zepf und Seel hieß das: sich mehr am Gebrauchswertversprechen als am tatsächlichen Gebrauchswert zu orientieren). Presslich-Titscher hinterfragt, welche Folgen die Evaluierung eines Lernprozesses an einem so persönlichen Ort der Einübung in psychoanalytisches Arbeiten, wie es die Supervision ist, haben könnte, und setzt uns lebendig und nachvollziehbar auseinander, wie der Druck, Evidenz und Effizienz nachzuweisen, die Einübung in Verunsicherung, welche für die psychoanalytische Ausbildung charakteristisch ist (Kittler, 2019; zit. nach Presslich-Titscher, S. 334), im Grunde verunmöglicht. Statt für die Supervision verschiedenste pädagogische Konzepte zu entwerfen, plädiert sie dafür, in aller Schlichtheit (und Nützlichkeit) zu sagen, »was zu sagen« ist (ebd.).

Zu diesem Artikel passt ein Gedankensplitter unserer Herausgeberin *Elisabeth Aebi Schneider*, der den Titel *Wie viel »Zeitgeist« erträgt die Psychoanalyse?* trägt und sie im Zuge der Corona-Krise veranlasste, *Überlegungen vor und nach dem Corona-Lockdown* anzuschließen. Sie reflektiert die vielfälti-

gen Anpassungen der institutionalisierten Psychoanalyse und insbesondere ihrer Ausbildung an den »Zeitgeist«, z. B. anhand der jüngsten Anpassung der Stundenfrequenz von Lehranalysen. In Anlehnung an die Erkenntnis, dass die Veränderung des Rahmens im Zuge einer psychoanalytischen Behandlung eine Art von Agieren darstellen kann, fragt sie, ob diese von außen angestoßene, durch ökonomische Verhältnisse erzwungene Anpassung nicht als »Agieren« der besonderen Art« angesehen werden könnte. Darüber hinaus zeigt sie auf, wie die Orientierung an (scheinbarer) Effizienz zu überforderten Kandidaten führt, die folgerichtig nach der Sicherheit von Richtlinien rufen, was in einem verhängnisvollen Kreislauf wiederum die Verflachung der Disziplin insgesamt vorantreibt. Diese Tendenz sieht sie durch die Corona-Krise noch verstärkt, denn die Notlösungen, nach denen wir angesichts der massiven Einschränkungen des Lockdowns gegriffen haben, könnten, wie dies schon öfter Fall war – Stichwort »new normal« –, zum Standardvorgehen werden.

Auch in unserer Essay-Rubrik »Die Haut auf der Milch«, die diesmal mit zwei Essays bestückt ist, lässt sich die Bewegung vom konkreten, sinnlichen Körper hin zu einer vom Körper abgeleiteten, jedoch abstrakteren Thematik beobachten. Zunächst nimmt *Andrea Knapp-Lackinger* mit ihren *Gedanken zur Lustbrust* das Thema Körper wieder auf. Sie umreißt die psychischen Dimensionen der Brust als zentrales Organ der Weiblichkeit, das dem Mädchen auch ein aktives sexuelles und lustbetontes Verhältnis zur Außenwelt ermöglicht, als ödipales Terrain und als Konfliktfeld zwischen Sexualität und Mütterlichkeit. Getreu ihrem Titel vergisst sie niemals, die Dimension der Lust einzubeziehen, und beschließt ihren Text mit einem Ausflug in die Kunstgeschichte, an dessen Horizont die Möglichkeit einer Versöhnung zwischen Mütterlichkeit und weiblicher Sexualität heraufdämmt.

Auch der zweite Essay hat den Körper zum Thema, wenngleich in ganz anderer Weise: Unter dem Titel *Das Unbehagen im Anthropozän* stellt *Victor Blüml* aus Wien *Psychoanalytische Überlegungen zur Klimakrise* an. Sein Gedanke, auf die symbolische Verbindung zwischen der Erde und dem Körper der Mutter zurückzugreifen, um die Psychodynamik der Zerstörung unserer Lebensgrundlagen ein Stück weit zu erhellen, fördert geradezu unheimliche Analogien zwischen unbewussten destruktiven Phantasien, wie sie insbesondere die kleinianische Schule beschreibt, und unserem Umgang mit der Erde zutage. Dabei gelingt es ihm, die am Individuum gewonnenen Erkenntnisse gesellschaftspolitisch nutzbar zu machen, ohne jemals die Andersartigkeit seines Gegenstandes zu missachten oder banal zu werden. Letztlich, so können wir Blümls Argumentation entnehmen, geht die allseits zu beobachtende manische Abwehr der Bedrohung mit dem technologischen Fortschritt eine ver-

hängnisvolle Mesalliance ein, welche auf eine kollektive Denkstörung und die Verleugnung unserer Abhängigkeit von der nichtmenschlichen Umwelt hinausläuft – eine Verleugnung, die sich nur allzu leicht als schicksalhaft herausstellen könnte.

Die Rezension von *Wolfgang Berner* über Eva Illouz' Buch *Warum Liebe endet: Eine Soziologie negativer Beziehungen*, die schon so lange der Publikation harrt, hat hier nun endlich ihren gebührenden Platz gefunden. Sie nimmt das Thema eines der Ökonomisierung erlegenen Zeitgeistes ein letztes Mal auf, um ein Heft abzuschließen, dessen Anliegen es war, der genuin psychoanalytischen Beschäftigung mit dem triebhaften Körper die Kolonisierung der Psychoanalyse durch das Diktat der Ökonomisierung und Medizinalisierung gegenüberzustellen.

Kaltern, im August 2020

Sabine Schlüter